



Aus Freude am Lesen

Der ausgediente Kriminalbeamte Hans Berndorf bekommt den Auftrag, Ermittlungen zu dem Mord an einer jungen Frau zu führen, deren Ehemann in Ulm vor Gericht steht. Doch als Berndorf eintrifft, ist sein Auftraggeber – der Verteidiger des Angeklagten – tot, auf dem Hauptbahnhof von einem Güterzug überrollt. Hat er Selbstmord begangen oder ist er vor den Zug gestoßen worden? Das ist nicht die einzige Frage, vor der Berndorf steht. Ein Beweisstück ist spurlos verschwunden: ein Schmuck, den die Ermordete getragen hatte. Die Ermittlungen führen Berndorf weit über seinen ursprünglichen Auftrag hinaus. In dem Dickicht von alltäglichen Verstrickungen, von Lügen und Niedertracht, das Berndorf freizulegen versucht, stößt er schließlich auf das Verbrechen, das vor Jahrzehnten am Anfang von allem stand.

ULRICH RITZEL, geboren 1940 in Pforzheim, gilt als einer der besten Kriminalautoren Deutschlands. Nach seinem Jurastudium arbeitete er jahrelang für verschiedene Zeitungen, 1981 erhielt er für seine Gerichtsreportagen den renommierten Wächter-Preis. Sein Roman »Beifang« wurde mit dem Deutschen Krimipreis ausgezeichnet, und auch seine Kommissar-Berndorf-Krimis »Schwemmholz« und »Der Hund des Propheten« wurden mit Preisen versehen. Ulrich Ritzel lebt heute abwechselnd in Laufen / Schweiz und im Schwarzwald.

ULRICH RITZEL BEI BTB: Der Schatten des Schwans. Roman (72800) · Schwemmholz. Roman (72801) · Die schwarzen Ränder der Glut. Roman (73010) · Der Hund des Propheten. Roman (73256) · Halders Ruh. Erzählungen (73332) · Uferwald. Roman (73667) · Forellenquintett. Roman (73837)

Ulrich Ritzel

Beifang

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Pocket* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2011

Copyright © der Originalausgabe 2009 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: Nick Vaccaro / photonica / Getty Images;

Katharina Berger / buchcover.com

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: SK

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74162-5

www.btb-verlag.de

Sommertage

Tobruk war gefallen und Kaufmann Hirrle hatte den Laden beflaggt, aber Weckgläser gab es keine. Marianne machte auf dem Absatz kehrt und ging wieder, sie hatte zwei große Kannen Stachel- und Johannisbeeren gepflückt, was wollte sie nun damit! Hirrle hatte ihr noch einen Blick zugeworfen, kommen Sie doch später noch mal, hieß das, wenn sonst keine Kunden mehr da sind, aber sie mochte diese Angebote nicht.

Im Laden war es kühl gewesen, doch draußen auf der staubhellen Dorfstraße stand die Hitze wie eine Wand, und Marianne brach der Schweiß aus auf der Stirne, noch bevor sie auf ihr Rad gestiegen war. Am Lenker baumelten die Kannen voller Beeren, wie nutzlos doch ihre ganze Mühe gewesen war! Sie fuhr los, vornüber gebeugt und beide Hände am Lenker, den Schlaglöchern ausweichend, noch immer ärgerlich und enttäuscht.

Plötzlich schrak sie hoch, Kindergeschrei brach über sie herein, eine Horde von Schulbuben schoss über die Straße, die Ranzen auf dem Rücken, ein strohblonder Junge wäre ihr fast ins Vorderrad gerannt, sie musste abbremsen und kam gerade noch rechtzeitig mit dem Fuß auf den Boden, sonst wäre sie gestürzt. Der Junge warf ihr einen erschrockenen Blick zu und rannte der Horde nach. Marianne atmete tief durch, dann stieg sie wieder auf und fuhr weiter.

Die Kinder waren jetzt, johlend und schreiend, an der Straßenecke weiter vorne stehen geblieben, gegenüber dem Postamt, einige von ihnen sammelten Steine auf. Erst in diesem Augenblick entdeckte Marianne auf der anderen Straßenseite die grauhaarige Frau, die aus dem Postamt gekommen sein musste und die jetzt mit hastigen Schritten der Horde zu entkommen suchte, die Hände abwehrend erhoben.

Wieder sah Marianne den blonden Jungen, der gerade eben einen Schritt auf die Straße hinausgetreten war und mit der Hand ausholte. Marianne schrie noch ein: »Nicht!« oder wollte es schreien, als der Junge mit einer abgezirkelten Bewegung auch schon einen Stein eigentlich nicht warf, sondern fliegen ließ, der Stein traf die alte Frau am Kopf, Staub oder Erdreich lösten sich beim Aufprall und stiegen um den Kopf der Alten auf wie eine lustige kleine Wolke. Einen kurzen Moment verharrte die Getroffene regungslos, dann barg sie das Gesicht in den Händen und krümmte sich, bis sie in sich zusammensank.

Marianne ließ das Fahrrad samt den Kannen auf den Boden fallen und lief zu der Getroffenen, die nun mit angezogenen Knien auf dem Gehsteig hockte. Blut lief ihr über die Hand, mit der sie das Auge schützte. »Ganz ruhig«, sagte Marianne, kniete sich neben sie und überlegte, womit sie die Blutung stillen könnte. »Ich helfe Ihnen, es ist sicher nur eine Platzwunde.«

Beim Niederknien war ihr der Rock hochgerutscht, und der Unterrock lugte hervor. Sie warf einen Blick auf die andere Straßenseite, die Horde hatte zu kreischen aufgehört, plötzlich liefen die ersten Kinder weg. Nur der Steinewerfer starrte noch herüber, dann rannte auch er davon.

Marianne schob den Rock höher und packte mit beiden Händen den Unterrock – zerschlissen war er ohnehin – und riss eine aufgegangene Naht vollends auseinander, bis sie einen Fetzen weißes Baumwollgewebe in der Hand hielt. »Gleich«, sagte sie beruhigend, zog behutsam die Hand der Frau von der Platzwunde und legte den zusammengefalteten Lappen auf.

»Was ist nur geschehen?«, rief in diesem Augenblick eine klagende Stimme. Schritte näherten sich, Marianne blickte auf, ein Mann in einem abgewetzten Anzug hastete heran, am Sakko trug er den Judenstern, auch die Frau, die noch immer auf dem Boden hockte, trug den Stern, warum hatte Marianne nicht darauf geachtet? Dabei hatten die Kinder doch die ganze Zeit »Judensau« geschrien, jetzt, wo sie daran dachte, hatte sie es wieder im Ohr.

»Ein Steinwurf«, sagte sie und stand so rasch auf, dass ihr für einen Moment schwindlig wurde. Der Mann versuchte, die Frau

vom Boden hochzuziehen; dabei warf er Marianne einen so hilflosen Blick zu, dass sie sich bückte und der anderen aufhalf.

»Danke«, sagte die alte Frau und stand, zunächst schwankend. Mit der einen Hand hielt sie den Stofflappen an ihre Schläfe. »Sie sind sehr freundlich...« Durch den Lappen drang ein kreisrunder Blutfleck.

Abwehrend schüttelte Marianne den Kopf. »Können Sie sie zu ihrer Wohnung bringen?«, fragte sie den Mann. Dann fiel ihr ein, dass die beiden in dem Altersheim oben an der Wippinger Steige untergebracht sein mussten, das war noch ein gutes Stück, vor allem ein gutes Stück bergauf, aber der Mann meinte, ja doch, das ginge wohl, und Marianne deutete ein Kopfnicken an, kehrte zu ihrem Rad zurück und kniete sich nieder, um wenigstens einen Teil der Beeren wieder aufzusammeln, die aus den Kannen gerollt waren. Sie hatte das Gefühl, das ganze Dorf würde ihr dabei zusehen und hätte vorher schon zugesehen...

Was erst wird Otto sagen, wenn er es erfährt?

Und wenn? Dieses Altersheim hatte doch sie nicht eingerichtet. Sie stieg auf und trat in die Pedale, so gut es eben geht, wenn einem die Knie zittern.

An diesem Abend kam Otto früh zurück, kurz vor sechs Uhr hörte sie den gleichmäßigen raschen Takt, mit dem die beiden Krücken und das eine Bein abwechselnd auf dem Gehsteig aufsetzten, eigentlich hörte man nur die Krücken. Marianne hatte einen Teil der Beeren mit Magermilch und Quark zusammengerührt, den löffelte er eilig, denn er wollte noch am Abend zu einer Rommelfeier der Ortsgruppe, »du weißt doch, Tobruk ist gefallen!«. Während er aß, erzählte sie von ihrem Ärger mit den Weckgläsern, einen ganzen freien Tag habe sie daran gehängt, was solle sie jetzt mit dem Rest der Beeren bloß tun!

»Es ist doch dumm, dass man die nirgendwo bekommt«, sagte sie, »das ist doch nur vernünftig, wenn man Vorräte anlegt, alle sollten das tun können.«

»Vernünftig wäre«, antwortete Otto und schluckte einen Mundvoll Beerenquark hinunter, »dass jeder an seinem Platz das tut, was

ihm möglich ist. Nicht vernünftig ist es, wenn sich ständig irgendwo ein kleines Meckerlein meldet und von nichts anderem reden will als davon, dass es gerade das nicht gibt oder jenes nicht.»

Von der Rommelfeier kam er spät zurück, als Marianne schon im Bett lag, und obwohl sie jedes Mal aufwachte, wenn er mit seinen Krücken ins Schlafzimmer holperte, stellte sie sich diesmal schlafend.

Die Nacht brachte nur wenig Abkühlung, und als Marianne am nächsten Morgen zu den Zementwerken radelte, warf die Sonne schon wieder blauschwarze Schatten auf die Dorfstraße. Sie hatte nicht gut geschlafen, irgendwann in der Nacht war ihr eingefallen, dass sie womöglich eine Vorladung bekommen würde, nur wegen dieser alten Frau. Aber sie hatte den Stern nicht gesehen, wirklich nicht, hatte ihn gar nicht sehen können, die Alte lag doch halb auf dem Boden...

Als sie an der Post vorbeifuhr, trat sie rascher in die Pedale, bis das Fabriktor der Zementwerke in Sicht kam. An drei Tagen in der Woche arbeitete sie dort im Personalbüro, lange wollte sie sich das nicht mehr antun. Der Buchhalter hatte als junger Mann im flandrischen Gaskrieg einen Lungenflügel verloren und ertrug die vom Kalkstaub durchsetzte Luft der Zementwerke nicht oder kaum mehr, aber immer fand er jemanden, der ihm dafür büßen musste. An diesem Morgen war es der Lehrling Hannelore, sie hatte vergessen, die neuen Verpflegungssätze für die Polen an die Werkskantine durchzugeben, und stand jetzt mit rotem Kopf da und musste sich die fast ohne Atem geflüsterten Fragen anhören, ob und wann und wie sie diese Verschleuderung von Volksvermögen wiedergutmachen wolle.

Nach einer Weile wurde es Marianne zu viel. »Diese Verpflegungssätze«, sagte sie kühl, »die hab ich zurückgehalten. Da wird nämlich zwischen kriegswichtiger und sonstiger Produktion unterschieden.«

»Und?« Der Buchhalter starrte sie an, und sein Gesicht hatte eine rosa Tönung angenommen.

»Wer hat worauf Anspruch?«, fragte Marianne zurück. »Das muss doch zuerst geklärt werden...«

»Das müssen Sie doch wissen«, flüsterte der Buchhalter, »schon längst müssen Sie das wissen, für Polen gelten grundsätzlich und ausnahmslos die niedrigeren Sätze! Grundsätzlich! Immer!«

»Dann wissen wir es jetzt ja«, gab Marianne zurück, aber weil Otto stellvertretender Ortsgruppenleiter war, wandte sich der Buchhalter nur ab und sagte gar nichts mehr.

Danach war Ruhe, aber wegen der Einweisung zusätzlicher Arbeitskräfte aus dem Generalgouvernement fielen am Nachmittag Überstunden an, so dass Marianne erst am Abend nach Hause kam. Beim Radfahren merkte sie, dass der Tag anstrengender gewesen war als gewöhnlich, und an der Steige zur Siedlung über der Kleinen Lauter wäre sie fast abgestiegen, das war ihr noch nie passiert.

»Wie fährst du eigentlich?«, tönte eine fröhliche Stimme neben ihr, »auf den Felgen oder dem Zahnfleisch?« Die Stimme gehörte Lisbeth, die mit dem 17.45-Uhr-Zug von Ulm gekommen war und sie jetzt auf dem Rad eingeholt hatte. Lisbeth arbeitete als Krankenschwester im Städtischen Krankenhaus Ulm, war aber nach ihrer Heirat aus dem Schwesternheim ausgezogen und hatte in dem Haus neben Marianne und Otto eine Wohnung im Obergeschoss bezogen.

Marianne richtete sich vom Lenker auf und gab sich Mühe, mit Lisbeth mitzuhalten. Es seien neue Leute zugewiesen worden, klagte sie, »aber eine zusätzliche Baracke kriegst du nirgendwo her...«

»Sollen die anderen ein wenig zusammenrücken«, meinte Lisbeth. »Das geht alles. Und sonst?« Sie warf ihr von der Seite her einen prüfenden Blick zu, und Marianne antwortete ausweichend, sonst sei alles gut, gewiss doch, »und bei dir?«

»Ach!«, meinte Lisbeth. »Ich hab noch eine Flasche Wein, ein Geschenk von einer Patientin, wenn du Lust hast und dein Gemahl dich lässt, komm doch nachher rüber und trink ein Glas mit mir.«

Otto war noch nicht zu Hause und würde so schnell auch nicht kommen, sonst hätte ihn Lisbeth im Zug oder am Bahnhof ge-

sehen. Sie hatten im Finanzamt in letzter Zeit oft solche Besprechungen, manchmal auch Sondereinsätze oder Sonderprüfungen, von denen Otto erst mit dem letzten Zug kam oder von einem Kollegen mit dem Dienstwagen gebracht wurde.

Marianne stellte sich erst einmal vor den Waschtisch und wusch sich den Kalkstaub vom Leib, noch immer hatte ihre Regel nicht eingesetzt, wie viele Tage waren es nun schon über die Zeit? Zehn? Sie zog das grünblaue Sommerkleid an und ging hinüber zu Lisbeth, die schon auf sie wartete: Auf dem kleinen Tisch am Fenster standen die geöffnete Flasche Rotwein und zwei Gläser und dazu – als sei dies die Hauptperson am Tisch – die gerahmte Fotografie eines schwarzlockigen Mannes in dunkler Uniform, mit dem Abzeichen der Luftwaffe auf dem Kragenspiegel. Klaus-Peter sei jetzt vor der Krim eingesetzt, berichtete Lisbeth, als sie einschenkte, »sie sind da unten ziemlich bescheiden untergebracht, jede Menge Mücken, Flöhe und Läuse, und die russischen Weiber sind ziemliche Trampel...« Sie lachte. »Das klingt doch beruhigend, findest du nicht?« Sie hob das Glas und trank Marianne zu.

Dann wollte sie wissen, wie es Otto gehe, und Marianne sagte, dass er noch immer auf seine Prothese warte. Solche Spezialanfertigungen bräuchten nun einmal ihre Zeit, meinte Lisbeth tröstend, und Marianne antwortete, dass sie das ihrem Mann auch immer sage. Aber weil sie nicht gerne über Ottos Unfall sprach, erkundigte sie sich rasch nach Lisbeths Tag in der Klinik...

»Ach«, sagte Lisbeth, »was glaubst du, wer alles zu uns kommt mit irgendwelchen Wehwehs, und wenn du genau hinhörst, geht es nur um ein Attest, damit man nicht zur Erntehilfe muss. Oder...« – sie schlug sich vor die Stirn – »... das war ja heute überhaupt der Gipfel! Du weißt doch, was wir hier im Ort für ein Heim haben, und stell dir vor – von den Leuten dort war jemand bei uns und hat sich als Krankenschwester aufgespielt! Eine Alte hatte sie dabei, die muss gegen einen Türpfosten gelaufen sein, jedenfalls hatte sie sich am Auge eine Platzwunde eingefangen. Es hat gerade noch gefehlt, dass diese angebliche Krankenschwester »Kollegin« zu mir gesagt hat! Verstehst du, von diesen Leuten ist früher niemals jemand zu uns oder zu meinem Chef gekommen, oh nein! Die sind

nur zu ihren eigenen Ärzten gerannt, aber jetzt, jetzt tut das Auge weh, und auf einmal sind wir gut genug und sollen einen Spezialisten holen, einen Augenfacharzt...«

Sie nahm die Flasche und wollte Marianne nachschenken, aber die hielt ihre Hand über das Glas.

»Ach!«, rief Lisbeth, »was ist denn da im Busch?« Marianne sagte es ihr, und Lisbeth gratulierte und wollte nähere Details wissen und nahm einen kräftigen Schluck auf das Wohl dessen, was im Busch war. Dann erklärte sie Marianne, dass es seit dem Frühjahr neue Bestimmungen zum Schutz werdender Mütter gebe und dass sie sich unbedingt beim Gesundheitsamt danach erkundigen müsse.

So sicher sei sie sich doch noch gar nicht, meinte Marianne, doch Lisbeth legte ihr geschwind die Hand auf den Arm und meinte, ganz gewiss werde es ein Junge, so blühend wie Marianne aussehe...

»Die Frau«, lenkte Marianne ab, »diese Alte, die bei euch war, was ist mit ihr passiert?«

»Wen meinst du jetzt?«, fragte Lisbeth zurück. »Ach, diese Platzwunde! Wir haben sie weggeschickt. Die Dame möge sich an einen Heilkundigen ihrer eigenen Rasse wenden, hat mein Chef ausrichten lassen. Die Dame!, hat er gesagt...«

Am Freitagmorgen hatte Hannelore in der Kaffeepause gefragt, ob Marianne am Wochenende nicht wieder einmal vorbeischauchen wolle, die Mutter tät sich arg freuen. Und weil Otto zu einer Dienstbesprechung nach Stuttgart musste, nahm Marianne am Samstag das Rad und fuhr durch das Kleine Lautertal und von dort über die Alte Landstraße hoch zu dem Bauernhof, den Hannelores Mutter betrieb. Es war ein schöner, nicht mehr ganz so heißer Tag, es gab Stachelbeerkuchen und sogar richtigen Bohnenkaffee, Marianne fragte die Bäuerin lieber nicht, wie sie dazu gekommen war. Zwar hätte es Hannelore gerne gesehen, wenn der Besuch über Nacht geblieben wäre, aber Marianne wusste nicht, ob Otto nicht doch schon am Abend zurückkommen würde, und so radelte sie am Nachmittag zurück, mit einem Korb am Lenker, in dem un-

ter zwei Salatköpfen vorsichtig vier Eier, ein geräucherter Schinken und eine Flasche Birnenschnaps verpackt waren.

Unterhalb der Einmündung der Alten Landstraße verläuft der Radweg zwischen grauem Felsgestein und der von Bäumen überschatteten Kleinen Lauter, wobei sich der Fluss zuweilen in einer Schleife vom Weg entfernt, dann aber wieder zu ihm zurückkehrt. Marianne mochte das Tal, und als sie an diesem Nachmittag hier entlangfuhr, ohne Mühe, hoch aufgerichtet, nur eine Hand am Lenker, fühlte sie sich glücklich.

An der Gestalt, die am Wegrand saß und dem über die Steine plätschernden Fluss zuzusehen schien, war sie fast schon vorbei, als ihr bewusst wurde, dass es eine Frau war, die dort saß, und dass diese Frau einen Verband um den Kopf trug. Sie hielt an und stellte das Rad an der von Moos überzogenen Felswand ab.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte sie, und während sie es fragte, wunderte sie sich, warum sie nicht begrüßt hatte. Sie hatte den Gruß einfach vermieden, zur Not geht das ja.

Die Frau hob den Kopf und sah sie aus dem einen Auge an, das nicht unter dem Verband verborgen war. »Danke«, kam die Antwort. »Sie sind die Frau, die mir geholfen hat, nicht wahr? Ich bin froh, dass ich mich noch einmal bei Ihnen bedanken kann...«

»Ist das Auge verletzt?« Noch während Marianne fragte, ärgerte sie sich über sich selbst. Was ging sie das an?

»Ein Augenarzt, ein Freund meines verstorbenen Mannes, kam heute aus Stuttgart und hat es sich angesehen«, kam die Antwort. »Es wird schon werden, hat er gesagt...«

»Ja, das wird es sicher«, meinte Marianne. Weil sie nicht wusste, was sie sonst hätte sagen sollen, ging sie zu ihrem Rad und nahm dabei ihr Kopftuch ab. Sie holte die Salatköpfe aus dem Korb, packte die vier Eier in das Kopftuch und band es zu einem Beutel.

»Hier«, sagte sie und brachte der Frau den Beutel, »nehmen Sie das, Sie können es sicher gebrauchen...«

Die Frau zögerte. »Ich weiß nicht, ob ich das annehmen darf.«

»Nun nehmen Sie schon«, drängte Marianne.

»Und das Kopftuch?«

»Das geben Sie mir irgendwann zurück, das nächste Mal, wenn

wir uns sehen.« Marianne zwang sich zu einem Lächeln, wandte sich um und lief zu ihrem Rad. Sie hörte, wie die Frau noch etwas sagte, aber sie hatte schon das Rad angeschoben und war losgefahren.

Otto kam mit dem letzten Zug, er war erschöpft, wirkte aber sehr zufrieden. Es war eine sehr wichtige Besprechung, sagte er, »es geht voran, das merkt man in allem«. Marianne freute sich oder wollte sich mit ihm freuen, das ist doch etwas, dachte sie, dass er bei wichtigen Entscheidungen hinzugezogen wird... Sie brachte den Birnenschnaps und ein Glas und schenkte ihm ein; auf dem Hof der Hannelore hätten sie alte Brennereirechte, sagte sie, und da hätte sie eine Flasche davon bestellt, für drei Reichsmark! Otto trank den Schnaps und war beides zufrieden, den Schnaps und die Auskunft dazu.

»Weißt du«, sagte er dann, »das darfst du alles nicht wissen und vor allem nicht weitererzählen, aber stell dir vor, es ging heute in Stuttgart auch um hier, um diesen Ort, um den Schandfleck oben an der Steige...«

Er reichte ihr das Glas, und sie schenkte nach. »Pass doch auf«, sagte er ärgerlich, »du verschüttest es ja!... Was ich sagen wollte und was du bitte niemandem weitererzählst – es hat sich da droben bald ausgejüdelte, glaub mir das.«

Marianne sah ihn an. »Das sind doch alles alte, klapprige Leute – wo sollen die denn hin?«

»Die bekommen eine nützliche Arbeit, im Osten, weißt du...«

»Arbeit?« Marianne schüttelte den Kopf. »Die können nichts mehr arbeiten.«

»Ich sag dir mal was«, antwortete Otto. »Und merk es dir gut.« Auf seiner Stirn hatte sich eine steile Falte gebildet. »Diese Leute im Heim gehen dich nichts an, die gehen hier im Ort überhaupt niemanden etwas an, und Sorgen brauchst du dir um die gleich zweimal nicht zu machen, die machen sich auch keine Sorgen um dich, das darfst du mir glauben!«

»Trotzdem versteh ich es nicht«, widersprach Marianne.

»Was gibt es da nicht zu verstehen?«, schnitt ihr Otto das Wort

ab. »Wenn du wüsstest, was diese Leute zur Seite geschafft haben, in die Schweiz und sonst wohin, und was sie noch immer bei sich haben und was sie alles verstecken und wo! Du würdest Augen machen...«

»Wo verstecken sie was?«

Otto schüttelte unwillig den Kopf. »Ich hab doch gesagt, in der Schweiz und so. Außerdem muss dich das alles nicht kümmern, das ist alles bestens geregelt und angeordnet...«

Marianne wollte ihre Frage wiederholen, aber plötzlich wusste sie, dass sie das besser doch nicht tat.

Am nächsten Abend gingen Marianne und Otto ins Kino, gespielt wurde »Der große König«, und Otto war sehr angetan, vor allem von der Wochenschau, die die Vorstöße der deutschen Panzer in Afrika und an der russischen Front zeigte. Marianne aber ertrug die stickige Luft nur schlecht, sie bekam Kopfweg, vielleicht war auch der Ton zu laut eingestellt. Doch wollte sie Otto den Abend nicht verderben und hielt durch.

Ins Lautertal konnte sie erst am Tag darauf, als die Dämmerung schon einsetzte und Wolken von Westen her über den Himmel zogen. Der Tag war wieder sehr heiß gewesen, die Schwalben flogen tief, und in der Luft lag eine Spannung, als müsse es noch ein Gewitter geben. Marianne fühlte sich seltsam, ein wenig ängstlich sogar, und als die Engstelle am Felsen in Sicht kam, hoffte sie, dass die alte Frau nicht dort sein würde. Aber ihr Kopftuch wollte sie ja doch zurückhaben, es war aus Seide, und Otto hatte es ihr aus dem Osten mitgebracht.

Die Frau saß wieder am Ufer und sah ins Wasser. Marianne stellte das Rad ab und ging auf sie zu. Die Frau sah auf, und als sie Marianne erkannte, hob sie die Hand und hielt ihr das ordentlich zusammengefaltete Kopftuch entgegen. Das Gesicht der Alten – ein schmales, von weißen Haaren eingehülltes Oval, mit scharf eingekerbten Falten von den Nasenflügeln bis zum Mund – schien sich verändert zu haben, das graue Auge betrachtete Marianne anders als zuletzt: ruhig, abwägend.

So kam es Marianne jedenfalls vor.

»Sie haben mein Kopftuch nicht vergessen«, sagte sie, nahm das Tuch, legte es an und knüpfte einen Knoten. »Das ist nett von Ihnen, es ist... es ist aus Paris.«

»Ja«, sagte die Frau, »das glaube ich gerne. Es ist sehr hübsch. Und es steht Ihnen.«

Marianne lächelte kurz und ein wenig verlegen.

»Ich wollte mich noch für die Eier bedanken«, fuhr die Frau fort. Ihre Stimme war leise, aber Marianne konnte sie gut verstehen. »Leider kann ich mich nun gar nicht revanchieren, das ist mir arg, aber ich hätte auch nur einen kleinen Gedichtband für Sie gehabt, aber das sind solche Gedichte, die Sie vielleicht gar nicht lesen dürfen.«

Marianne dachte an Otto und sagte rasch, dass sie für die paar Eier niemals ein Buch angenommen hätte.

»Ich werde in Ihrer Schuld bleiben müssen«, meinte die Frau. »Das ist so... Wir werden morgen weggebracht, und ich glaube nicht, dass wir uns noch einmal sehen werden.«

Marianne erschrak, warum eigentlich? Sie wollte etwas sagen, aber ihr fiel nichts ein.

»Da ist noch etwas.« Die Frau griff in ihre Jackentasche und holte etwas heraus, das Marianne im Zwielicht unter den Bäumen zuerst nicht erkannte. Eine Art Gespinst? Als die Frau es mit beiden Händen hochhielt, sah Marianne, dass es eine Kette war, eine Kette mit einem Anhänger, einem breiten Ring. Aus Gold? Also doch, dachte Marianne. Die Hände der Frau zitterten, und so schaukelte der Ring an der Kette hin und her.

»Er ist über zweihundertfünfzig Jahre alt«, sagte die Frau. »Ich dürfte den Schmuck gar nicht mehr bei mir haben. Dabei war es ein Geschenk von meiner Mutter für mich.« Wieder sah sie Marianne mit einem Blick an, der nicht bittend, sondern abwägend war. »Die hebräischen Zeichen innen im Ring bedeuten Masei Tov, das heißt ›Viel Glück‹ ... Und viel Glück soll der Ring Ihnen bringen, wenn Sie sich entschließen könnten, ihn für mich aufzubewahren...«

»Ich glaube nicht...«, setzte Marianne an, aber die Frau sah ihr in die Augen und versuchte ein Lächeln.

»Natürlich müssen Sie Kette und Ring gut verstecken«, fuhr sie

fort, »vor allem den Ring. Oder nein: Sie verstecken ihn gar nicht besonders, und wenn jemand danach fragt, sagen Sie... einen Augenblick! Haben Sie einen Großvater oder Urgroßvater gehabt, der Landwirt war? Entschuldigen Sie, wenn ich so frage...«

»Nichts zu entschuldigen«, meinte Marianne, »mein Großvater mütterlicherseits war Bauer, ich hab ihn sehr gemocht. Aber was hat das...?«

»Er lebt nicht mehr?«

»Nein«, sagte Marianne. »Er ist schon zehn Jahre tot.«

»Dann sagen Sie...«, fuhr die Frau fort, und ihre Stimme klang plötzlich, als wäre sie ein Schulmädchen, das mit einer Freundin einen Streich ausheckt, »dann sagen Sie einfach, der Ring sei ganz früher einmal von einem Viehhändler als Pfand zurückgelassen worden, und ihr Großvater habe ihn Ihnen vererbt... Da ist keinerlei Gefahr für Sie, überhaupt nicht, und wenn sich die Zeiten geändert haben und der Krieg vorbei ist, schicken Sie den Schmuck nach London, an meine Tochter...« Sie holte einen Zettel und zwei Zehn-Reichsmark-Scheine aus ihrer Tasche. »Hier finden Sie den Namen und die Adresse, sie ist leicht zu merken, den Zettel sollten Sie dann wohl besser vernichten. Und das Geld – bitte nehmen Sie es für das Porto, Sie sollten es ja dann doch als Einschreiben schicken...«

Eine halbe Stunde später war Marianne wieder zu Hause. Otto saß vor dem Volksempfänger, Marianne ging in die Küche und verstaute die Kette samt dem Ring und die zwanzig Reichsmark dazu in der Dose mit den unbenutzten Gardinenringen. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie den Zettel mit der Adresse dieser Alexandra Kahn in South Kensington in eines der Bücher legen sollte, die Otto mit Sicherheit niemals aufschlagen würde. Aber was heißt das schon: mit Sicherheit nicht? Im Wohnzimmer wurde das Radio lauter gestellt, eine Sondermeldung kam, südlich von Kursk hatten deutsche Kampftruppen die russischen Linien durchbrochen und stießen auf Woronesch vor, in einer plötzlichen Anwandlung zerriss Marianne den Zettel und zündete die Papierfetzen in der Spüle an, immer noch nebenan horchend. Aber der Sprecher im Radio sagte, auch Sewastopol stehe vor dem Fall, und so würde

Otto vor dem Radio sitzen bleiben und nicht in die Küche kommen und nicht fragen: Was verbrennst du da? Und er kam auch nicht, sondern wartete auf weitere Meldungen, und Marianne spülte die Asche in den Abfluss und wusch sich die Hände und warf, als sie sie abtrocknete, einen Blick auf den Abreißkalender neben der Küchenuhr. Es war Montag, der 28. Juni 1942.

Mittwoch, 13. Februar 2008

Gewiss habe ich Fragen«, sagte Rechtsanwalt Eisholm, erhob sich langsam und löste dabei aus dem Aktenordner, der aufgeschlagen vor ihm lag, eine Klarsichthülle. Er blickte auf, hinüber zu dem Mann auf dem Zeugenstuhl, und über ihn hinweg zu den Zuhörern in den ansteigenden Bankreihen, die Kopf an Kopf im trüben Lampenlicht des späten Winternachmittags ausharrten. »Aber gewiss doch!«

Er trat zu dem erhöhten, mit einer Blende versehenen Tisch, hinter dem die drei Berufsrichter und die beiden Geschworenen saßen, und zeigte eher beiläufig, wie einen längst bekannten Gegenstand, die Fotografie vor, die in die Hülle eingelegt war. Es war ein Schnappschuss und zeigte eine junge Frau, die einen Blick in den Spiegel ihrer Puderdose warf. Sie hatte auffällig kurzes blondes Haar und trug ein schwarzes, tief ausgeschnittenes Kleid, dazu um den Hals eine Goldkette mit einem Ring als Anhänger. Offenbar war die Aufnahme in der Pause einer Tanzveranstaltung entstanden, und die junge Frau schien nicht bemerkt zu haben, dass sie fotografiert wurde.

Der Vorsitzende Richter nickte, Eisholm ging weiter zum Tisch links der Richterbank. Aber weder Staatsanwalt Desarts noch Kugelmann, der Anwalt des Nebenklägers, ließen einen Einwand erkennen. Schließlich wandte sich Eisholm dem Zeugen zu.

»Diese Fotografie hier, die den Akten beigelegt ist – Herr Zeuge, können Sie uns sagen, wen diese Aufnahme zeigt?«

Markus Kuttler, Kriminalkommissar im Dezernat I der Ulmer Polizeidirektion, stand auf, warf erst einen Blick auf Eisholm und dann auf die Fotografie, die dieser ihm hinhielt. Der Strafverteidiger hatte seinen mächtigen grauen Lockenkopf mit der

Vogelnase und den hellen Augen schräg gelegt, als sei er Gott weiß welchem Engerling auf der Spur.

»Das ist eine Aufnahme von Fiona Morny.«

»Von der Toten also. Und wo haben Sie diese Fotografie gefunden?«

»Auf dem Schreibtisch von Hauptmann Morny«, antwortete Kuttler und reichte die Fotografie zurück. »Sie lag da unter Schriftstücken und anderer Post.«

»Sie sagen: unter anderer Post... Das klingt, als sei die Fotografie mit der Post gekommen?«

»Das Foto ist im Kongresszentrum entstanden«, erklärte Kuttler. »An Silvester 2006... Bei einem Ball im Kongresszentrum, zu dem das Zweite Korps geladen hatte. Der Fotograf, der es gemacht hat, ist mit Herrn Morny befreundet oder bekannt und hat ihm einen Abzug geschickt.«

Kuttler warf einen fragenden oder vielmehr: Einverständnis heischenden Blick zu dem Mann auf der Anklagebank. Ekkehard Morny nickte kaum merklich, ein wenig so, als sei ihm alles Fragen gleichgültig.

»Schön.« Auch Eisholm nickte. »Aber warum haben Sie gerade dieser Fotografie Aufmerksamkeit geschenkt? So sehr, dass sie die Ehre bekam, den Akten hinzugefügt zu werden?«

»Wegen der Goldkette. Offenbar ist sie ein Erbstück, und Frau Morny hat die Kette auch nach Silvester gelegentlich getragen, wie ihr Mann uns gesagt hat. Aber er konnte uns nicht erklären, wo sie abgeblieben ist.«

»Ah ja«, meinte Eisholm, wandte sich halb ab und dann, unerwartet, mit einer plötzlichen Kehre, wieder zu Kuttler zurück. »Verstehe ich Sie richtig – diese Kette oder vielmehr: der Raub dieser Kette ist Ihnen als mögliches Tatmotiv erschienen?«

»Wir haben das nicht ausgeschlossen.«

»Ach? Und wann haben Sie begonnen, dieses Motiv nicht mehr gelten zu lassen?« Eisholms Stimme senkte sich. »Oder ist Ihnen von vorgesetzter Stelle nahegelegt worden, dem nicht länger nachzugehen?«

»Bitte, Herr Verteidiger«, kam es von der Richterbank. Der Vorsitzende Richter Michael Veesendonk hatte eine angenehme, freundliche Stimme, die ohne Mühe durch den ganzen Saal trug. »Stellen Sie konkrete Fragen. Wenn Sie glauben, dass irgendjemand Einfluss auf die Ermittlungen genommen hätte, dann nennen Sie Ross und Reiter. Alles andere führt in die Irre.«

Eisholm, die linke Hand leicht erhoben, als müsse er der Stimme des Richters nachlauschen, nickte.

»Wenn ich dazu etwas sagen darf...«, meldete sich Kuttler zu Wort. »Wir haben mit großem Nachdruck versucht, den Verbleib der Kette zu klären. Es ist mit allen in Betracht kommenden Aufkäufern gesprochen worden. Mit wirklich allen. Mit Goldschmieden, Antiquitätenhändlern, mit den uns bekannten Hehlern.« Kuttler hob die Hände, die Handteller nach oben gekehrt. »Alles Fehlanzeige.«

»Alles Fehlanzeige«, echote Eisholm. »Kann man nichts machen. Aber ich darf doch festhalten« – Eisholm blickte nach links, wo die Protokollführerin des Gerichtes saß –, »dass hier eine Frage, die in engem Zusammenhang mit dem Verbrechen steht, unbeantwortet geblieben ist. Ganz einfach unbeantwortet.« Er wandte sich wieder an Kuttler. »Gibt es vielleicht noch andere Fragen, die Sie nicht beantworten können?«

»Herr Verteidiger!« Wieder hatte sich Veesendonk eingeschaltet. »Es gibt viele Fragen, die der Mensch nicht beantworten kann, und also auch der Herr Kuttler hier im Zeugenstand nicht. Wir Menschen wissen nicht einmal, warum das Universum besteht. Im Übrigen gibt sich dieser Zeuge alle Mühe, Ihre Fragen umfassend zu beantworten. Respektieren Sie das bitte.«

Eisholm verbeugte sich wortlos, aber eine Spur zu tief. Für einen Augenblick herrschte Schweigen.

»Es ist richtig, dass einige Fragen offen geblieben sind«, sagte Kuttler in die Stille hinein. »Wir wissen nicht, wo Frau Morny den Nachmittag und den Abend vor ihrem Tod verbracht hat. Wir wissen nur, dass sie am frühen Nachmittag eine Gruppe indischer Geistlicher durch die Klosteranlage Wiblingen geführt hat, dass sie ferner gegen sechzehn Uhr in Neu-Ulm ihren



Ulrich Ritzel

Beifang
Roman

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74162-5

btb

Erscheinungstermin: Februar 2011

Ausgezeichnet mit dem Deutschen Krimipreis!

Der ausgediente Kriminalbeamte Hans Berndorf bekommt den Auftrag, Ermittlungen zu dem Mord an einer jungen Frau zu führen, deren Ehemann in Ulm vor Gericht steht. Doch als Berndorf eintrifft, ist sein Auftraggeber – der Verteidiger des Angeklagten – tot, auf dem Hauptbahnhof von einem Güterzug überrollt. Hat er Selbstmord begangen oder ist er vor den Zug gestoßen worden? Das ist nicht die einzige Frage, vor der Berndorf steht. Ein Beweisstück ist spurlos verschwunden: ein Schmuck, den die Ermordete getragen hatte. Die Ermittlungen führen Berndorf weit über seinen ursprünglichen Auftrag hinaus. In dem Dickicht von alltäglichen Verstrickungen, von Lügen und Niedertracht, das Berndorf freizulegen versucht, stößt er schließlich auf das Verbrechen, das vor Jahrzehnten am Anfang von allem stand.

 [Der Titel im Katalog](#)